

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

(12. Fortsetzung.)

„Jetzt gehe ich auch bald in ein fernes Land — unnahebar euren Schritten — und Du wirst mir wieder einen Kranz aufsetzen und —“
„Sei still, Mathilde — ich kann das nicht mehr ertragen!“ Gisela schluchzte leidenschaftlich auf. Rasch faßte sie sich aber wieder. „Möchtest Du König Ludwig sehen, Mathilde? Er schreibt oft und erkundigt sich nach Dir. Ich glaube, er käme sofort, wenn Du es wünschtest.“
Mathilde blieb eine Weile stumm. „Nein — ich darf ihn nicht wiedersehen!“ sagte sie dann erst. „Sein Anblick würde die ganze Sehnsucht nach Leben und Glück in mir aufwecken. — Wer klopft da? Laß niemand herein, Gisela!“
Gisela schlich zur Thür. „Es ist die Kammerfrau, mein Herz. Prinzess Fredeike schickt einen ganzen Korb mit Rosen und möchte wissen, wie Du geschlafen hast, und ob sie Dich heute sehen kann?“
„Wie gut alle zu mir sind!“ Mathilde strich über die duftenden Rosen, die Gisela ihr hin hielt. „Welche Pracht — solche weiße und rosa — so schöne Farben. Leg sie auf mein Bett — bitte. Ja, ich will Fredeike sehen, wenn sie kommt — aber nicht lange.“
„Nur wenige Minuten, Herz. Wenn ich sie ganz abweisen muß, denkt Prinzess Fredeike, ich will sie absichtlich von Dir fernhalten. Sie ist sehr verändert in ihrem Benehmen gegen mich, seit sie weiß, daß ich Königsbräut bin — feif und unnahebar wie gegen eine Fremde.“
„Du bist das weif, Gisela? Dann will ich sie bitten, anders gegen Dich zu sein. Sie schlägt mir jetzt keine Witze ab.“
„Laß das nur, Liebling. Beunruhige Dich deswegen nicht. Es war dummm von mir, das überhaupt zu erwähen. Vielleicht ist die Prinzess auch nur ein bißchen eifersüchtig, weil ich mehr um Dich sein darf als sie.“
Die Erzherzogin lächelte nur matt. Ihre Kräfte waren durch das Sprechen erschöpft — sie lag jetzt ganz still, taum merlich athmend da.
Gisela ging auf den Zehnpfeilen im Krankenzimmer herum. Eine Schwester und die Kammerfrau halfen ihr, alles in Ordnung zu bringen. Die Fenster wurden geöffnet, die blaßgrünen Damastvorhänge am Bett hinstreifen ließ im Luftzuge.
Gisela erschauerte. Das grünberhangene Bett mit den darüber verstreuten Rosen erschien ihr wie ein mit Rosen und Blumen bedecktes Grab. Sie hätte sich gern vor dem Bett auf die Knie gemoren und ihren Jammer in die Kissen hineingeschluchzt, aber sie mußte still, ganz ruhig und gefaßt bleiben. Die Ärzte erwarteten täglich den Tod der Erzherzogin. Die Bräutwunden waren in Eiterung übergegangen, dadurch trat eine Blutvergiftung ein. Die namenlosen Quaslen, die diesem unermüdlichen Ausgange vorangingen, hatten die Kräfte der Kranken völlig erschöpft. Weif lag sie ganz apathisch da.
„Jetzt aber höre sie das leife Sprechen der aufräumenden Kammerfrau und Pflegerin. „Was flüsterst Du da?“ fragte sie unruhig. In ihren Augen lag ein gespannt horchender, argwöhnischer Ausdruck. Sie sah abwechsend in der Schwester gefundes, freiges, dann in ihrer Kammerfrau alles vergämes Gesicht. Das überreizte Gehör der Sterbenden war durch die innere, müßsam verborgene Todesangst unnatürlich gefärfert. Das leifste Flüstern errieth sie.
„Nichts — nichts, Kaiserliche Hoheit!“ beschwichtigte die Kammerfrau. „Die Schwester fragte nur etwas ganz Gleichgültiges.“
„Belüge mich nicht, Liesel! — Ihr belügt mich ja immer.“ Ein paar große Thränen liefen über das zarte Gesicht. „Die Schwester fragte gewif, ob ich nicht beichten wolle.“ In dem schmalen, schneeweißen Gesicht drückte sich die ganze herzzerreißende Angst eines jungen Menschen aus, der vom Leben scheiden soll.
„Gisela — was muß ich denn beichten? Ich hab' die Stiefmama ja nicht gemacht — kein bißchen lieb hab' ich sie gehabt, und oft hab' ich die verbotenen Cigaretten geraucht. Sonst weif ich aber nichts.“ Die Worte waren nur noch schwer verständlich. „Oder bin ich dem König Ludwig zu gut gewesen — ist das eine Sünde?“
„Nein, mein Liebling. Jemand zu lieben, ist nie eine Sünde“, antwortete Gisela ruhig, während die Kammerfrau die Schürze vors Gesicht schlug und schluchzend im Stuhl zusammenfiel. Die Schwester stand dem Bett abgeteilt. Ihre schwarze Gestalt warf einen scharfen Schatten auf die helle Wand. „Aber wenn man jemand gar nicht leiden kann — das ist viel leicht doch unecht, Mathilde.“
„Ich glaube, es würde Deinen Va-

ter freuen, Mathilde. Er grämt sich so sehr.“
„Der arme Papa — er hat mich doch wohl ein bißchen gern gehabt — glaubst Du das auch, Gisela?“
„Sehr — sehr lieb er Dich.“
„Gut — ich will die Stiefmama sehen — heut Abend vor dem Einschlafen — geht?“
Gisela nickte. Augenblicklich brachte sie kein Wort heraus.
„Heul nicht, Liesel. Du tragest ja immer solche rothe Nase davon!“ Die Erzherzogin streckte ihrer alten Kammerfrau die Hand hin.
Die alte Dienerin fiel vor dem Bett auf die Knie. „Ach, mein gold'ger Engel, meine süße, süße kleine Hoheit — und nun —“
„Komm eine Scheere, Liesel, und schneid Dir eine schöne lange Locke ab. Die darfst Du behalten, weil Du mich immer so arg gerauft hast beim Kämmen. Für Gisela und Prinzess Fredeike auch eine. Wie Deine Hände zittern! So bringst Du das nie fertig. Du Dumme!“
Gisela winkte der fassunglosen Kammerfrau zu, hinauszu gehen. Die Schwester nahm die Scheere in ihre Hände.
„Soll ich es thun, Kaiserliche Hoheit?“
Mathilde nickte. „Ja, Schwester Angelika, thun Sie's. Ich war ja immer sehr eitel auf mein Haar, aber nun ist's egal.“
Ein Schauer lief über ihren Körper. Sie lag wieder ganz still — niemand konnte erkennen, ob sie es noch wahrnahm, als bald darauf Prinzess Fredeike leise an das Bett trat und auf die stehende Freundin heruntersah.
„Ist sie schon lange so theilnahmlos?“ fragte sie und küßte die Stirn der Kranken und die kleinen durchsichtigen Hände, die lose zusammengefaßt zwischen den Rosen auf der Decke lagen.
„Seit kurzer Zeit erst. Vorhin sprach sie noch viel — das hat sie wohl angegriffen.“ Gisela überließ der Schwester ihren Platz am Bett und begleitete den Besuch hinaus.
In Prinzess Fredeikes Gesicht lag ein seltsamer Ausdruck, den Gisela nicht enträtheln konnte, der sie aber peinlich berührte. Die großen braunen Augen der Prinzessin musterten sie mit entschieden feindseligen Blicken.
„Königliche Hoheit könnten heute vielleicht noch einmal versuchen, Mathilde zu sehen“, schlug sie vor. „Der Zustand ist gegen Abend oft ein wenig besser.“
„Ich wünschte sehr, daß Mary die arme Mathilde noch sehen könnte.“ „Komm Prinzessin Mary jetzt her, um Mathilde zu besuchen?“ fragte Gisela lebhaft.
„Nein — deswegen nicht. Meine Mutter und meine Schwester verlassen die Marienburg, weil man ihnen dort den Aufenthalt unträglich macht“, antwortete Prinzess Fredeike mit müßsam unterdrücktem Jörn.
„Wie?“ Gisela wurde abwechselnd roth und blaß. Diese Mittheilung berührte sie peinlich und machte sie unwillkürlich befangen, obgleich sie nie in ihrer Korrespondenz mit Königsred politische Fragen berührte. Sie fühlte aber instinktiv den Argwohn heraus, der dieser Mittheilung zu Grunde lag.
Prinzess Fredeike beobachtete scharf. Giselas Farbenwechsel entging ihr nicht. „Sie werden ja ganz blaß, Gräfin Waldstein!“
„Ich bin wohl etwas angegriffen von den vielen Nachtmachen.“
Die Prinzessnickte fast unmerklich die Achseln. „Oft genug habe ich mich angeboten, Sie abzulösen, aber Sie lassen ja niemand zu Mathilde heran.“
„Königliche Hoheit sind heute ungerecht gegen mich.“
„Bin ich das? Vielleicht — vielleicht auch nicht.“ Prinzess Fredeikes feingezogene Augenbrauen schoben sich zu einer schwarzen Linie zusammen. Das gab ihrem schönen jungen Gesicht einen düfteren Ausdruck. Zu verwundert ist es jedenfalls nicht, wenn wir bitter und misstrauisch werden.“
„Königliche Hoheit sind doch hier nur von Freunden umgeben.“
„Weif ich noch, wer Freund oder Feind ist? Vielleicht tragen unsere besten Freunde eine Maske. O diese Unsicherheit, dies Tappen im Dunkeln, dieses geheime Mißtrauen ist entsetzlich!“
„Was ist denn eigentlich geschehen, um Königliche Hoheit so zu erregen?“
„Nichts weiter, als daß es der preussischen Regierung zu Ohren gekommen ist, daß unsere Getreuen eine Ehrenlegion gebildet haben. Man vermutete, daß die Fäden dieses Komplotts in der Marienburg zusammenliefen. Der König von Preußen verlangt daher von meiner Mutter, sie solle ihren Hofstaat entlassen und eine preussische Umgebung erhalten, da er sie nur so als gebietenden Gast in seinen Landen betrachten könne. Natürlich weigerte meine Mutter sich, ihren Hofstaat zu entlassen und sich

preussische Hofherren aufzuzwingen zu lassen. So hat man ihr denn anempfohlen, die Marienburg so bald als möglich zu räumen.“
„Wie traurig!“
„Traurig! Das ist ein sehr milder Ausdruck. Mir fehlen die Worte dafür. Wir werden ausgewiesen — getrieben nicht nur aus unserem Königreich, sondern sogar aus dem Privatbesitz meiner Mutter, wo sie in stiller Zurückgezogenheit mit einigen alten Freunden leben wollte!“
„Königliche Hoheit müssen bedenken, daß Preußen im Frieden keine geplanten Feindseligkeiten duldet.“
„Wir haben noch keinen Frieden mit Preußen geschlossen.“
„Dann dürfen Königliche Hoheit sich aber auch nicht wundern, wenn das weifliche Königshaus so behandelt wird!“
„Ich merke, daß ich nicht mehr mit der mir besudelten Oesterreicherin, sondern mit der Braut eines Preußen spreche. Aus unserer nächsten Umgebung muß vieles hinausgetragen worden sein, sonst könnten diese gemeinen Vorgänge Preußen nicht bekannt geworden sein.“
„Glauben Königliche Hoheit, daß ich die Verrätherin bin? Wann ist jemals in meiner Gegenwart von politischen Dingen geredet worden?“
„In unserem Familienkreise nicht. Aber Graf Hallermund, der, wie ich höre, um Sie angehalten hat, Ihnen also sehr zugethan sein muß, ist vielleicht weniger vorsichtig gewesen.“
„Wer fühlte Guter Königlichen Hoheit diesen schredlichen Verdacht ein? Aus Ihrem Herzen kommt der nicht!“
„Ihr eigener Vater warnte uns, Gräfin Waldstein, ehe er nach Prag zurückkehrte.“
„Mein eigener Vater! Das hätte ich mir denken können! Es gibt Anschuldigungen, Prinzess, gegen die sich auch nur mit einem Wort zu verteidigen eine Herabwürdigung ist.“
„Sie haben sich vielleicht nichts Böses gedacht.“
„Ich korrespondire mit Herrn v. Königsred nur über persönliche Verhältnisse — etwas anderes kann ich nicht sagen. Ich will Mathilde nicht verlassen, sonst würde ich noch in dieser Stunde von Hiezing abreifen, vor allem die Villa Braunschweig nie wieder betreten.“
Prinzess Fredeike war im Grunde eine zu edle Natur, um den Ton der Wahrheit nicht herauszuhören. Die furchtbare Erbitterung aber, geschärft durch die Sorge um Königliches Geschick, die aufsteigenden Zweifel an der Wiederherstellung des Königreichs Hannover hatten sie hart und ungeachtet werden lassen. Schon jetzt be reute sie ihre Worte. „Wenn ich Ihnen unrecht that, Gisela, so verzeihen Sie mir!“ sagte sie wärmer und mit einem Anflug der früheren Herzlichkeit im Ton.
Aber der tränkende Verdacht hatte Gisela zu tief getroffen. Sie antwortete nicht, sondern begleitete die Prinzess förmlich bis zur Thür, an der sie sich mit einer Verbeugung verabschiedete.
Die Prinzessin wollte gern noch ein paar beschwichtigende, einleitende Worte sagen, aber ihre frühe Trägung sie hinaus, ehe sie die rechte Anknüpfung gefunden hatte.
In einer ungelösten Dissonanz klang diese einst so innige Freundschaft aus.
Mit einem unbeschreiblich wehen Gefühl im Herzen ging Gisela ins Krankenzimmer zurück. Die Schwester sah feif aufgerichtet neben dem Bett. Das Rascheln ihrer Leinwand schürze peinigte Gisela — sonst war es so lautlos still in der Stube. Draußen rieselte ein feiner kalter Regen herab. Der Nebel hing einen grauen Samtdorhang vor die Fenster. Eine matte Herbstfliege stieß brummend mit dem Kopf gegen die Dede.
Die Abtägige der Kranken wurden immer leiser — kaum waren sie noch hörbar. Giselas Herz trampelte sich zusammen — sie beugte sich tief über das Bett.
Weif war das heute früh gefallene Schnee vor das Gesicht in den Kissen, seltsam schmal und eingefallen. Gisela sank in die Knie. „Rufen Sie den Erzherzog zu seiner Tochter!“ sagte sie tonlos zur Pflegerin.
Aber ehe noch der Erzherzog Abrecht, seine Gattin, die Ärzte aus den verschiedenen Räumen zusammengeholt werden konnten, war der letzte Seufzer der Sterbenden wie das sanfte Ausfließen einer zerrissenen Saite leise entflohen.

14. Kapitel.

Hoch aufplärrten die röhlich brennenden Wächterkerzen. Der herbe Geruch des Zimmersgrüns, der bedäunende Blüten- und Rosenduft lag schüchtern und schwer in der Luft. Das Licht verschwamm vor Giselas Augen, sie sah nur ein Gemirr von glänzenden Uniformen, schwarzen Kreppschleiern und Schleiern. Wie aus weiter Ferne hörte sie das unterdrückte Weinen einiger Damen. Die Worte des Geistlichen gingen eindrucklos an ihrem Ohr vorüber. Erst als der Anabandhor wie jubelnde Engelstimmen einen lateinischen Gesang anstimmte, zuckte es in ihrem Herzen.
Ihr Blick fiel auf den weifen Saug, der wie ein Lilienhügel auf dem mit weifem Sammt besagungen Podest in der Mitte des Saales stand. War das wirklich wahr, daß Mathilde darin lag — oder narrete sie ein entsetzlicher, banger Traum? Wenn sie die Augen schloß, sah sie die zier-

liche Gestalt mit den wehenden blonden Locken greifbar deutlich in dem herbstlich bunten Park umhergehen, sah sie im chinefischen Saal flüchten und lustig mit den silbernen Glöckchen klappern, sie hörte die helle jubelnde Stimme wie eine Locke klingen, fühlte die weichen Arme um ihren Hals, den Druck der süßen rosigen Lippen auf ihrem Munde. Und all dies jauchzende, blühende Leben war dahin! Die kleinen, unruhigen Füße lagen still und steif in dem schredlichen weifen Saug, den die Träger — Unteroffiziere der Kaisergarde — jetzt vom Podest hoben!
Sie preßte ihr Taschentuch in den Mund, um einen Verzweiflungsschrei zu unterdrücken. Thränen stürzten ihr übers Gesicht. Sie zog den schwarzen Schleier vor, damit niemand in ihre gramdurchwühlten Züge sehen konnte. Draußen am Gitter warteten schon der achtpännige, schwarzberandene Leichenwagen und die Hofequipagen. Nur die nächsten Leidtragenden fuhrten mit nach Wien, wo die verlorbene Erzherzogin Mathilde in der Kapuzinergruft beigelegt werden sollte.
Gisela schauderte. In dem ewigen trüben Dunkel der unheimlichen Gruft sollte nun dieser weife Lilienhügel, der wie Schneewittchens Märchensarg ausfaß, stehen? Die, welche darin den ewigen Schlaf schlief, hatte die Wärme so geliebt, das Licht, das Leben — wohin war die frühlingsfrohe junge Seele, die jedem Sonnenstrahl entgegenjauchzte, nun gegangen? Ausgelöscht, verweht wie eine abgeblühte Herbstfliege!
Sie starrte, gänglich in ihre Trauerversunken, dem weifen Saug nach, um den der Wehrauchdunst in losen blauen Wolken zerfloß.
„Kommen Sie, Gräfin!“ Der Kammerherr der Erzherzogin Albrecht bot ihr den Arm. Sie sollen mit der Hofdame der verstorbenen Erzherzogin Mathilde zusammen fahren. Die Majestäten und die anderen hohen Herrschaften fliegen bereits in ihre Wagen.“
Gisela schüttelte den Kopf. „Ich danke — ich fahre nicht mit. Ich bleibe nur noch, um mich bei dem Erzherzog Albrecht nach seiner Rückkehr zu verabschieden, und reise dann sofort nach Prag.“
„Wie Sie befehlen.“ Der Kammerherr eilte schnell den übrigen nach.
Langsam setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Das goldene Kreuz an dem schwarzen Leichenwagen flimmerte. Die hohen Fiederbüsche der Pferde nickten. Im Schritt fuhr die lange Reihe der Hofwagen hinterher.
Gisela ging, in die Villa zurückgekehrt, durch die leeren Zimmer. Die Lakaien schoben die Möbel zurecht und rissen überall die Fenster auf. Das Parquet war mit zertretenen Blumen, Tannenzweigen und Cypressenzweigen bedeckt. Die halb niedergebrannten Kerzen schwelkten. Sie bückte sich und hob einen herb duftenden Cypressenzweig auf.
Vorsichtig auf den Zehnpfeilen gehend, als betrete sie ein Heiligthum, ging sie nach dem Sterbezimmer herüber. Wie fremd und verändert sah auch hier bereits alles aus. Das Bett war von seinem Platz weggerückt, alle die tausend kleinen Toiletensachen die Seite gestellt. Vor den weitgeöffneten Schrankthüren knieten zwei Kammerfrauen und nahmen Kleider und Wäsche heraus.
Die schönen Spitzenroben behält die Erzherzogin Albrecht alle selber“, sagte die eine. „Wir bekommen höchstens ein paar längst abgelegte Seidenbänder. Aber ich weif eine Dame vom Theater, die bezahlt gute Preise dafür — selber können wir sie doch nicht tragen.“
Als das Mädchen Gisela in der offenen Thür stehen sah, wurde sie roth und verflummte.
„Suchen gnädige Gräfin etwas?“ fragte die andere Jungfer ein wenig verlegen. „Die Kammerfrau der verstorbenen Erzherzogin liegt nämlich zu Bett, wir räumen darum hier ein wenig auf.“
„Lassen Sie sich nicht stören.“ Giselas Stimme klang heifer. „Ich gehe wieder — ich suche hier nichts mehr.“
Gisela lehnte sich einen Augenblick gegen die Thür, denn ein Schwindel überkam sie. Sie hatte ja von diesen Leuten nichts anderes erwarten können, und doch fühlte sie einen widrigen Geschmack des Eitels im Munde, als die Jofe fortfuhr: „Den Schmudkasten nahm die Erzherzogin Albrecht sogleich an sich. Brillanten und Perlen kann sie ja auch während der Trauer tragen.“
Gisela zog die Thür hinter sich ins Schloß. Nur fort — rasch fort von hier!
Mit im Schoofe schlief zusammengelegten Händen, kaum eines klaren Gedankens fähig, blieb sie in ihrem Zimmer sitzen, bis die Equipagen aus Wien zurückgekehrt waren. Dann ließ sie die Hofdame anfragen, ob sie sich bei der Erzherzogin Albrecht verabschieden dürfe.
Zu ihrer Erleichterung wurde der Bescheid zurückgebracht, daß die Erzherzogin zu angegriffen sei, um die Gräfin zu empfangen. Sie lasse glückliche Reise wünschen.
Glückliche Reise!
Fast wie ein Hohn klang der Wunsch in ihren Kammer hinein.
Sie hand langsam auf, ihre Glieder waren bleicher, ihre Schläfen hämmerten. Sie gab ihrer Jungfer den Befehl, schnell fertig zu paden. In wenigen Stunden ging der letzte

Schnellzug nach Prag, den mußte sie auf jeden Fall noch erreichen.
Da klopfte ein Lakai an der Thür, die er gleich darauf aufriß. Erzherzog Albrecht selber stand auf der Schwelle. Die lange, feine Gestalt sah nicht mehr so straff aufgerichtet aus, etwas Müdes, Gedrohenes lag in seiner Haltung.
Gisela verbeugte sich tief. Der Erzherzog trat näher.
„Ich kann Sie nicht abreißen lassen, ohne Ihnen gedankt zu haben, Gräfin“, sagte er langsam. Seine Worte kamen wie immer etwas hölzern und steif heraus, aber Gisela bemerkte trotzdem mehr Bewegung wie sonst jemals in seinen gelben, schlaffen Zügen. „Sie haben meine Tochter mit wahrer Aufopferung gepflegt.“
„Ich habe Mathilde aufrichtig geliebt“, entgegnete Gisela einfach. Sie ließ die Lippen aufeinander, um nicht in Thränen auszubrechen.
„Meine Frau würde Ihnen auch gern noch gedankt haben, aber sie fühlt sich leidend.“ Das klang wieder wie eine auswendig gelernte Lektion. Die Erzherzogin beauftragte mich aber, Ihnen in ihrem Namen zu danken. Sie möchten ihr mittheilen, was Sie von Mathildes Schmutz zum Andenken zu behalten wünschen.“
„Nichts, Kaiserliche Hoheit.“ Gisela mußte zu genau, wie die Stiefmutter dachte. „Ich habe mir ein Paar kleine weißseidene Schuhe von Mathilde genommen und das Tuch, das ich um ihr liebes Gesicht band, als sie gestorben war. Das ist mir genug.“
Der Erzherzog Albrecht bohrte seine Fingerringe in den Teppich und sah aufmerksam darauf hin. „Hat Mathilde nichts — gar nichts mehr geliebt?“ fragte er endlich. „Sie allein waren ja in den letzten Stunden um sie.“
„Sie sagte mir, sie glaube, ihr Vater habe sie doch lieb gehabt, und sie wolle der Erzherzogin Albrecht gern noch einmal die Hand geben.“
Der Erzherzog beugte sich näher zu ihr, um die Worte genau zu verstehen.
„Das möchte ich Guter Kaiserlichen Hoheit zum Abschied noch mittheilen“, fuhr Gisela fort. Sie konnte aber nicht erkennen, ob ihre Mittheilung den Erzherzog freudig oder schmerzlich berührte.
„Er hatte sich fast brüsk abgemandt. Ein paar tiefe, wie schluchzende Athemzüge von ihm gingen durch das stille Zimmer.“
Als er Gisela sein Gesicht wieder aufreichte, lag die Maske kalter Selbstbeherrschung wieder auf ihm. „König Ludwig ist von Wien direkt nach München zurückgefahren. Auch er bestellte einen Gruß für Sie, Gräfin. In der Villa Braunschweig haben Sie sich bereits verabschiedet?“
„Gestern Abend schon, Kaiserliche Hoheit.“
Die Königin Marie und die Prinzessin Mary werden es bedauern, Sie nicht mehr hier anzutreffen.“
„Ich glaube kaum, daß meine Abreise in der Villa Braunschweig von irgend einem Mitglied der königlichen Familie bedauert werden wird.“
Der Erzherzog streckte ihr nochmals seine Hand hin. „Ich hoffe, daß Sie Ihren Entschluß nie beruen werden, Gräfin“, sagte er gemessen, aber doch mit einem Anflug von Wärme. „Sonderfalls werde ich in Ihnen feis nur die Freundin und treue Pflegerin meiner geliebten verstorbenen Tochter sehen.“
„Sie gehen nach Prag? Hoffentlich bahnt sich doch noch eine Verständigung mit Ihrem Vater an.“
„Ich fürchte, daß mein Vater unversöhnlich ist. Ich will aber meine alte Heimath noch einmal sehen, ehe ich sie wahrscheinlich für immer verlaße — und einige Erinnerungen an meine todte Mutter mitnehmen.“
„Nun war auch der Abschied von Hiezing, in dem sie so manchen glücklichen Tag, zuletzt so herzzerreißend traurige Zeiten verlebte, vorbei. Alle Gefühle der Bitterkeit, der Wehmuth lösten sich augenblicklich bei Gisela nur in dem Wunsch nach Ruhe auf. Seit Monaten bestand ihr Leben in körperlichen Anstrengungen und seelischen Erschütterungen.
Es war ihr daher eine unangenehme Ueberberrschung, als sie Graf Hallermund erkannte, der neben ihrem Bruder, jedenfalls sie erwartend, auf dem Bahnsteig hin und her ging. Ein Ausweichen war unmöglich. Beide erkannten sie sofort und vertraten ihr den Weg.
Graf Hallermund reichte ihr ein paar langgestielte rosa Malmaisonrosen hin. „Prinzess Fredeike hat mich, Ihnen diese Rosen zu geben, Gräfin.“
Gisela nahm die Blumen mit einer kurzen Dankwort entgegen. „Was thust Du denn hier, Lexi?“ wandte sie sich an ihren Bruder, der an ihre andere Seite getreten war.
„Ich begleite Dich nach Prag — ich hab' ein paar Tage Urlaub.“
„Wann hättest Du nicht Urlaub!“ Ein müdes, ein wenig spöttisches Lächeln glitt um Giselas blaffen Mund. Graf Hallermund sah mit traurigem Blick in das reizende Gesicht mit den großen schwarzen Augen, das sich in zarter Schönheit aus den dichten Kreppschleiern des Trauerschleiers herausgab.
„Holt Papa Dich zur Hilfe herbei?“ fuhr Gisela fort. „Gebt Euch nur keine Mühe, mein Entschluß ist unwiderrücklich.“
„Na, hier am Fahrartenschalter ist wohl nicht der Ort, um das zu erörtern“, meinte Lexi ungeduldig.

„Nach vorwärts, Gisela, der Zug wartet nicht!“
Graf Hallermund nahm die schmale Hand des jungen Mädchens, die lässig die Rosen hielt, in seine beiden Hände. „Gräfin Gisela, Sie hatten vielleicht nicht unrecht, mich abzuweisen“, sagte er so leise, daß nur sie es hören konnte. „Ich bin ein alter Mann geworden. Meine Stellung ist mit dem Königreich Hannover dahin. Die Köggeleien an unserem Hof reiben mich auf. Mit der Rückkehr der Königin und ihrer Partei wird das noch schlimmer werden. Aber viel schmerzlicher wie alles dieses ist es mir, Sie direkt ins Verderben laufen zu sehen.“
„Niemand kann die Zukunft voraussagen, Erzellen. Ich bin der festen Ueberzeugung, mir mein Glück, in das freilich durch Unbuddfanteit und Härte manch bitterer Tropfen fällt, errungen zu haben“, entgegnete Gisela ruhig. „Leben Sie wohl! — wir werden uns wohl nicht wiedersehen, aber ich bleibe Ihnen dankbar für Ihre freundliche Theilnahme an meinem Geschick.“
Sie stieg schnell in das Abtheil, dessen Thür der Schaffner höflich aufriß. Lexi sprang ihr nach.
Der Zug fuhr langsam zur Halle hinaus. Graf Hallermund sah ihm nach, bis die letzte Rauchwolke in der Luft verschwommen war. Dann wendete er sich zum Gehen.
„Dies ist ein Abtheil für Damen, Lexi. Ich bleibe lieber allein, denn zum Reden fühle ich mich zu angegriffen.“
„Macht mir. Der Schaffner hält uns für ein junges Ehepaar — sein Goldstück hat er ja schon weg“, lachte Graf Lexi. „Wir sind also auf der Hochzeitsreise, Gisela, daß Du's nur weifst! Sei froh, daß ich mitkommen und Dich nicht mit unserem Alten allein laß — ich werd' ihm schon zureden.“
„Sehr überflüssig, denn ich gehe sofort in meine Zimmer und ruhe mich dort aus. Wahrscheinlich sehe ich Papa erst kurz vor meiner Abreise, zwischen uns ist bereits alles bis zum Ueberdruß erörtert worden.“
„Du wirst die Eltern trauern. Bleibst Du wirklich bei Deiner verbotenen Idee, mit dem Preuß durchzugehen?“
„Durchgehen thue ich nicht, denn ich reise am besten Tage aus Prag ab. Königsred's Mutter erwartet mich in Dresden.“
„Eigentlich müßt' ich den Reel fordern.“
„Nege Dich nicht unnötig auf, lieber Bub. Im übrigen verbitte ich mir diese Bezeichnung für meinen Verlobten. An der nächsten Haltestelle steigt Du in ein anderes Abtheil — verstanden! Ich will allein sein. Geht Du nicht aufwiltig, so werde ich mich an den Stationsvorsteher.“
„Gott! — Du bist wirklich halb toll!“ (Fortsetzung folgt.)

Schwer zu machen.



Mit wird unwohl! Halt! Ich will aussteigen.

Der Trost, mit dem Castro darauf besteht, nach Venezuela zurückzukehren, läßt vermuten, daß er bei seiner Abreise etwas überleben hat, das, wie er sich später erinnert haben mag, des Mitnehmens wert gewesen wäre.

Der verzeifliche Professor.



„Dein Mann, Alice, muß ein Engel sein, daß er dir so kurz nacheinander nun schon den zweiten Botal zu „küpfen“, wenn wir seinen Teal mit einer Steuer von 8 Cents das Pfund belegen?“
„Siehst du, das ist der Vortheil, wenn man einen Professor heirathet: den ersten Gut hat er längst wieder vergeffen.“